

Zur Aktualität des Rogers-Ansatzes in der heutigen Psychotherapie-Ausbildung

Statements von Ausbildungsteilnehmern/innen aus der APG, ÖGwG und SGGT

Karin Hegar, Margret Katsivelaris, Martina Kucera, Frank Margulies, Michael Rehl, Michael Schwarz, Maria Theurer und Harald Erik Tichy

Anlässlich des Schwerpunktheftes 100 Jahre Carl R. Rogers entstand in der Redaktion die Idee, Ausbildungsteilnehmer/innen der Schweizer und Österreichischen Person-/Klientenzentrierten Fachverbände zu einem Roundtablegespräch einzuladen. Dabei sollte dargelegt werden, was die Ausbildungsteilnehmer/innen jeweils zu dieser Richtung gebracht hat, ob und wie sich die ursprünglichen Motive bestätigt haben, was dieser Ansatz ihnen in ihrer praktischen Arbeit bedeutet und ob und wie aktuell und zeitgemäß sie Rogers finden.

Für die SGGT führte Margarethe Letzel mit Karin Hegar, die am Kantonsspital Basel im Bereich Psychosomatik arbeitet, und Frank Margulies, der bei der Jugend- und Familienberatung „Samowar“ (Kanton Zürich) tätig ist, dieses Gespräch. Beide befinden sich zur Zeit in der Weiterbildungsphase 2 der Psychotherapieausbildung der SGGT.

Wir bringen hier zunächst dieses Gespräch, das Margarethe Letzel für PERSON aufgezeichnet hat. Im Anschluss daran erfolgt die Darstellung der Statements der österreichischen Ausbildungsteilnehmerinnen und -teilnehmer.

Interview et discussion table ronde – A propos de l'actualité de l'approche rogérienne dans la formation psychothérapeutique d'aujourd'hui. Des participants à la formation rogérienne SPCP (Suisse), APG (Autriche) et ÖGwG (Autriche) s'expriment.

1. Was hat Euch dazu bewogen, Eure Psychotherapieausbildung im Bereich des Personzentrierten Ansatzes zu absolvieren?

Karin Hegar: Für diese Entscheidung ließ ich mir ziemlich lange Zeit. Schließlich wurde mir klar, dass das personzentrierte Vorgehen die einzig richtige Möglichkeit ist, in meinem Arbeitsbereich der Psychosomatik überhaupt den Patienten zu begegnen. Gerade diese Patienten mit chronischen Erkrankungen kann man nicht in irgendein Schema drücken oder ihnen irgendetwas vorgeben, sondern man muss wirklich schauen: Was ist ihr Problem? Die Entscheidung traf ich übrigens ganz gegen den Mainstream der Klinik, die stark verhaltenstherapeutisch orientiert ist. Nach Gesprächen mit den PCA-AusbilderInnen war ich mir dann ganz sicher. Witzigerweise riet mir dann auch ein VT-Ausbilder zu dieser Ausbildung, der fand, dass in der VT-Ausbildung dem personzentrierten Vorgehen zu wenig Beachtung geschenkt werde.

Frank Margulies: Bei mir lief das ganz anders. Ich war zu Beginn sehr skeptisch. Ich hatte ziemlich Angst, dass der PCA bezüglich Theorie überhaupt nichts zu bieten hat im Vergleich mit der Psychoanalyse. Dass er der Psychoanalyse das Wasser nicht würde reichen können. Ich hatte große Angst, dass ich dann noch vieles zusätzlich würde machen müssen, und dass der Personzentrierte Ansatz weder

in der Praxis noch in der Theorie, reichen würde. Da ich gern auch theoretisch reflektiere, war das für mich zudem ein ziemlich kritischer Punkt. Ganz klar war für mich aber: auf keinen Fall Verhaltenstherapie. Letztlich war es dann ein ganz pragmatischer Grund, der mich die PCA-Ausbildung beginnen ließ. Sie fand bei mir in der Nähe statt und war bezahlbar. Ich sagte mir: Ich starte mal, bleibe aber sehr kritisch und schaue, ob ich auf die Rechnung komme. Bezeichnend scheint mir dann die Collage, die ich zu Beginn der Ausbildung fertigte: Ich schnitt das Bild eines Ringes aus, der noch nicht über den Finger gestreift war – das war mein Bild: Ich wusste noch nicht, ob ich mich damit „verheiraten“ will.

2. Wie vertiefen dann Eure Erfahrungen während der Ausbildung?

Frank Margulies: Mich verfolgte die Frage, ob die Gesprächspsychotherapie so viel hergibt, wie ich das von einem Psychotherapeuten erwarten würde. Ich muss mich identifizieren können, um damit zu arbeiten.

Heute kann ich sagen: Ich habe sehr viel persönlich gelernt, bin ein bisschen „auf die Welt gekommen“, wie ich meine Rolle als Mitmensch begreife. Das hatte ziemliche Konsequenzen, auch für meine

Rolle als Berater und Therapeut. Ich habe entdeckt, dass dieses vermeintlich so einfache theoretische Grundschema sehr viel hergibt, so etwa im Bereich Entwicklungspsychologie, Psychopathologie etc. Je mehr ich mich damit auseinandersetze, desto mehr merke ich: Die Theorie ist tragfähig für die praktische Arbeit und das Reflektieren.

Es ist für mich eine große Herausforderung im Denken. Vom Typ her war ich wohl eher intellektualistisch. Die Weiterbildung brachte mich dazu, herunterzukommen vom Psychotherapieross. Wegzukommen vom Experten, der „weiß“. Das betrachte ich als echten Gewinn, diesen „Abstieg“. Ich spüre einfach, eine dialogische oder verstehende Begegnung erfordert Menschlichkeit, nicht Expertentum – trotz fachlichem Wissen im Hintergrund, das da sein muss, und trotz der Funktion, die man hat.

Karin Hegar: Ich musste mich während meiner Ausbildung ständig fragen, ob das, was ich mache, wirkt und ob die Klienten überzeugt sind – gerade auch, weil meine Abteilung so skeptisch war. Dann stellte ich fest, dass meine Klienten gern zu mir kommen und spüren, dass sich etwas verändert, und das überzeugte mich. Wir hatten zudem eine sehr breitgefächerte Schulung während der Grundausbildung und mehr und mehr merkte ich, wie ich das auf meinem Gebiet anwenden konnte. Damit erwarb ich Fertigkeiten, mit denen ich mich auch in der Supervision in der Klinik, wo man ja sehr skeptisch war, behaupten konnte. Ich gewann Sicherheit, konnte argumentieren. Inzwischen kann ich antworten, wenn mir jemand sagt: „Die Methode wirkt nicht“ – „Nein, es ist nicht die Methode, die nicht wirkt, sondern du bist nicht überzeugt in dieser Haltung. Wenn du nicht warten kannst, wenn du nicht auf den anderen vertraust, dass es schon kommt, dann wirkt es sicher nicht.“ Inzwischen wird meine Sichtweise auch in der Supervision in der Klinik gehört.

Frank Margulies: Noch etwas zu mir persönlich: Ich stelle bei mir generell eine radikale oder radikalisierende Tendenz in meiner Person fest. Das äußerte sich so, dass ich mich auch politisch intensiv engagiere, mich z. B. auch mit Marxismus und überhaupt radikalen Gedanken auseinander setzte. Total überraschend war für mich dann zu sehen, wie radikal der Personzentrierte Ansatz ist, aber zugleich so unglaublich konstruktiv und tiefgreifend. Ich habe gar nicht gedacht, dass es so etwas gibt. Die anderen radikalen Einstellungen haben oft etwas Kritisierendes, Abwertendes und dass es so etwas anderes Konstruktives und zugleich Radikales gibt, das kann ich jetzt noch kaum fassen.

Karin Hegar: Mir ging es so, dass mir das Basistraining viel mehr Spielraum im persönlichen Verhalten aufzeigte. Anfangs habe ich mich oft recht unsicher gefragt: Darf ich denn das? Ist solches Verhalten personenzentriert? Und zu merken, dass das, was ich einbrachte, in Ordnung war, dass ich so, wie ich da war, sein durfte, das hat mich ebenfalls immer nachhaltiger vom Personzentrierten An-

satz überzeugt. Dass ich als Therapeutin, dass mein Befinden ebenfalls eine wichtige Rolle spielt, das hat mich immer eingehender überzeugt.

3. Wie erlebt(et) ihr die Auseinandersetzung mit der Theorie und mit der Praxis?

Karin Hegar: Theorie nützt mir dort am meisten, wenn ich mich frage: Wirkt Personzentrierte Psychotherapie? Manchmal werde ich unsicher und frage mich: Muss ich jetzt eingreifen, damit die Therapie funktioniert? Wenn ich mich dann etwa mit Literatur über die Aktualisierungstendenz auseinandersetze, dann bestärkt mich das, dem Prozess zu vertrauen und dass dieses Vertrauen funktionieren kann, und ich sehe meine Linie wieder klarer.

Frank Margulies: Das mit dieser Sicherheit, das beschäftigt mich auch. Sicherheit in meiner Arbeit, die suche ich auch. Anfangs ging ich davon aus: Wenn es nicht greift, dann kann man ja immer noch mit Techniken kommen. Inzwischen bin ich da immer skeptischer. Und gehe immer mehr davon aus: Veränderung passiert in der verstehenden Begegnung. Ich denke ständig am Wort „verstehen“ herum. Ein ganz einfaches Wort. Aber was für eine Rolle spielt es für die Entstehung eines psychischen Problems: Wenn man sich selbst nicht versteht, muss man zuerst wieder verstanden werden, damit es weitergeht. So einen Begriff, den drehe und wende ich, sehe seine Facetten, die Auswirkungen in der Realität: Was heißt das für eine persönliche Entwicklung, angenommen zu sein oder nicht etc. Mit so wenigen grundlegenden Begriffen kann man so weite Bereiche problematischen menschlichen Erlebens zutiefst differenziert erfassen. Dank solcher theoretischen Überlegungen kann ich im Kontakt mit dem Klienten vieles ausschließen und einfach auch darauf vertrauen, selbst wenn wir in ein Gesprächsloch fallen, dass schon wieder etwas auftauchen wird, das uns heraushilft.

Zur Theorievermittlung während der Grundausbildung habe ich übrigens noch kritisch anzumerken: Hier in der Westschweizer Gruppe (frankophon) kamen die neueren Entwicklungen, die z. B. in Österreich erarbeitet wurden, oder die neueren Arbeiten über Entwicklungspsychologie, nicht vor. Ich empfand klar, dass die theoretische Auseinandersetzung mit diesen wertvollen neuen Impulsen zu wenig lief.

Karin Hegar: Das war bei uns ganz anders. Wir Teilnehmenden erarbeiteten die neuere Literatur und die AusbilderInnen brachten die klassische Sichtweise dazu in die Diskussion ein. Diese stellten dann auch die Verbindung her zwischen den älteren Theorieteilchen und den neuen.

Frank Margulies: Was die Praxis in unserer Form der Weiterbildung angeht: Insgesamt fand ich unsere Ausbildung in Gruppen sehr gut.

Fraglich ist für mich, ob so viel Supervision, wie es jetzt vorgeschrieben ist, tatsächlich nötig ist. Lernen in Form von Selbsterfahrung ist klar das nachhaltigste. Immer allergischer reagiere ich übrigens auf bevormundende Tipps in Supervisionen, die nicht personenzentriert laufen. Wenn ich da mein Erleben preisgebe und dann kommt irgend so ein blöder Kommentar, das vertrage ich einfach nicht. Dabei denke ich überhaupt nicht an meine PCA-Supervisionen, sondern vor allem an jene der Arbeitsstellen, die ich hatte.

Karin Hegar: Das betrachte ich übrigens bei mir als Erfolg: Ich habe für mich klar gelernt zu diskriminieren: Welche Therapiesituation bringe ich in welcher Supervision? Bei klaren Klinikproblemen, bei denen ich klare Antworten will – dann ist es die Kliniksupervision. Aber wenn ich selbst vorkommen will, dann bringe ich das in der PCA-Supervision. Selbst als Person ernst genommen zu werden, das halte ich gerade in unserem Berufsfeld für enorm wichtig. In der Supervision erwarte ich keine Antworten.

Frank Margulies: ... sondern, dass Antworten in mir selber entstehen. Ich will nichts mehr anderes.

Karin Hegar: ... ja, eine Hilfe oder Begleitung beim Reflektieren.

Frank Margulies: Ich frage mich gerade, warum ich so allergisch bin auf Tipps. Das war zu Beginn meiner Ausbildung noch ganz anders. Das scheint mir eine richtig typische Entwicklung. Heute nervt es mich, wenn mein Erleben nicht vorkommen darf. Entscheidend um weiterzukommen, ist für mich, dass jemand mit mir empathisch ist.

Karin Hegar: Ich reagierte nicht genervt, sondern zurückgezogen in der Kliniksupervision. Als ich merkte, ich komme nicht zu dem, was ich brauche, beschloss ich einfach, diese Tipps nicht umzusetzen.

4. Wie seht ihr denn überhaupt den Stellenwert, den Rogers und sein Personenzentrierter Ansatz heute haben?

Karin Hegar: Immer weniger Leute aus unserem Fachgebiet können heute dazu stehen, welch enormen Stellenwert es hat, „nur“ in Beziehung zu treten. Dieser Stellenwert wird in der allgemeinen Auffassung innerhalb der derzeitigen Psychotherapiediskussion immer geringer.

Frank Margulies: Apropos dieses „nur“: Auch die KollegInnen der anderen Richtungen versuchen, verstehend und akzeptierend umzugehen. Sie meinen allerdings, dies reiche nicht. Mich hingegen beschäftigt mittlerweile vielmehr die Frage: Weshalb reicht es? Denn es reicht. Natürlich kann man auch Therapietechniken integrieren und vieles daraus entwickeln, aber im Grunde ist das doch alles zweitrangig. Faszinierend finde ich die Frage: Weshalb reicht es?

Karin Hegar: Diese Frage stellt sich doch heute praktisch fast niemand mehr. Auch für mich persönlich wird meine Einstellung zum PCA immer überzeugter. Gesellschaftlich sieht es jedoch ganz anders aus. Die entstandenen universitären Postgraduiertenausbildungen sind stark verhaltenstherapeutisch geprägt. Hier fällt aus deren praktischer Arbeit, da so eng mit der Uni verbunden, sehr schnell auch mal wieder ein Forschungsergebnis ab, das sich publizieren lässt. So bleiben die sichtbar. Das ist bei den nicht-universitären Postgraduiertenausbildungen wie der unseren nicht in der Form möglich. Damit gerät zum Beispiel unser Ansatz ins Hintertreffen und ich habe Angst, dass er so mehr und mehr verloren geht. Davor habe ich ziemliche Angst. Ich traue uns einzelnen nicht zu, nur mit solchen Einzelbeispielen zu überzeugen. Diese Perspektive erschreckt mich.

Frank Margulies: Da bin ich optimistischer: Wenn wir richtig liegen, können die uns gar nicht ignorieren.

Karin Hegar: Da hast du natürlich recht. Meine Beobachtung in meiner Arbeit ist auch so. Patienten geben sich mit Symptombekämpfung nicht mehr zufrieden. Nach einigen Jahren und nach vorangegangener Verhaltenstherapie sagen viele: „Die bisherige Therapie, das wirkt nicht lange. Ich will jetzt wissen, was dahinter ist.“ Das finde ich durchaus ermutigend. Nur: Diese Phase kommt dann in den Forschungsstudien der Verhaltenstherapieforscher nicht mehr vor. Diese Reaktionen der Patienten werden nicht mehr erhoben. In der Studie kommt nur vor: Er hatte 20 Sitzungen und dann keine Symptome mehr.

Frank Margulies: Ich reagiere hier eher kämpferisch. Ich kann hinstehen und sagen: Euer Vorgehen überzeugt mich nicht. Und ich stelle für mich persönlich immer wieder fest: Ich scheiterte bisher nicht an dem, was der Personenzentrierte Ansatz bietet, sondern mehr daran, mich auch immer auf der Höhe dieses Angebotes zu fühlen. Unseren Ansatz finde ich aber so gut, dass ich den Anderen sagen kann: Das was ihr macht, das will ich für mich nicht mehr.

Karin Hegar: Das sehe ich zwar auch so, nur was die gesundheitspolitische Situation betrifft, so packen mich manchmal Existenzängste. Was passiert, wenn es weiter mit der gesellschaftlichen Anerkennung so bergab geht? Es dauerte lang, bis ich mich finanziell über Wasser halten konnte. Und wenn der Ansatz gesundheitspolitisch noch weniger wert wird?

Frank Margulies: Das ist sicher kritisch und bräuchte unseren politischen Einsatz.

5. Welchen Stellenwert des PCA seht ihr denn gesamtgesellschaftlich?

Frank Margulies: Mir tut es manchmal richtig weh, wie viele Möglichkeiten ungenutzt bleiben, die der PCA bietet, wenn ich an politische Konflikte denke. Es würde so vieles konstruktiver ablaufen, wenn diese Ideen begriffen worden wären.

Karin Hegar: Ja, der Personenzentrierte Ansatz ist doch der, der die oft beschworenen Win-win-Lösungen ermöglichen würde. Es gäbe mehr Kompromisse und nicht wie zur Zeit immer noch das Gerangel um den Gesprächssieger. Ich finde, wir brauchen den Ansatz fest verankert in unseren Schulen.

6. Und wie sieht Euer persönliches Fazit aus, wenn ihr an eure Erfahrungen mit dem Personenzentrierten Ansatz denkt?

Frank Margulies: Ich hatte befürchtet, ich müsste mit dieser Weiterbildung so eine Art Durchschnitts-GT-ler werden. Und stellte fest, dass das überhaupt nicht so ist. Eigentlich entwickelt jeder mit der Zeit immer mehr seine Eigenheiten, bei jedem kommen bestimmte Züge hervor. Es gibt so viele unterschiedliche Profile und doch auch sehr viel Gemeinsames. Ich denke, es ist die Zeit, die die AusbilderInnen auf das Verstehen verwendet haben, die es ausmacht. Es gefällt mir festzustellen: Ich kann so werden, wie ich bin und gerade deshalb Rogers machen.

Ich weiß, ich mag Menschen. Es braucht aber viel, das auch wirklich zu leben. Der Personenzentrierte Ansatz hilft mir dabei, das umzusetzen. Es ist auf eine Art ein Weg. Ich weiß auch nicht, wie ich das in meinem weiteren Leben noch kombinieren werde. Aber es ist ein schöner Weg.

Gesellschaftlich gesehen steht der Personenzentrierte Ansatz natürlich nirgends. Das ist schade. Wir müssen sogar die Kerngeschäfte schon verteidigen – und das immerhin sollten wir mit Nachdruck!

Karin Hegar: Für mich ist das nicht einfach nur eine Therapierichtung, sondern eine Lebensphilosophie, eine Lebensweise. Für mich brachte es große Veränderungen. Ich war vom Typ her sehr direktiv, habe viel von anderen verlangt, war viel kritisierender. Jetzt warte ich mehr ab, warte zu mit meinem Urteil, verstehe mehr. Das ist gewachsen, nicht gelernt. Und das ist das Schönste am Ganzen.

Für die österreichischen Vereine ÖGWG, Forum der APG bzw. IPS der APG haben Sylvia Gaul und Wolfgang Keil je zwei Ausbildungsteilnehmer/innen zu einer Gesprächsrunde eingeladen.

An dem Gespräch haben Mag. Harald Erik Tichy und DSA Margret Katsivelaris vom IPS, Mag. Michael Rehl und Maria Theurer von der ÖGwG sowie Martina Kucera und Michael Schwarz vom Forum teilgenommen.

Nach einem anregenden Gesprächsabend haben sich die Ausbildungsteilnehmer/innen in einem weiteren Treffen entschieden, ihre Stellungnahmen als eigene Statements für PERSON niederzuschreiben.

Diese sehr persönlichen Gedanken und Reflexionen haben wir im Folgenden zusammengestellt:

Harald Erik Tichy: Mein Weg zum Personenzentrierten Ansatz verlief kurvenreich. Einige Jahre in Indien und Thailand, wo ich Yoga lernte und bei Achan Buddhadasa Buddhismus studierte; eine transpersonal orientierte Ausbildung in Maieutik bei Arnold Keyserling, einem der letzten lebenden Schüler Gurdjieffs; intensive Beschäftigung mit Kung Fu, Tai Chi und Butoh; Arbeit mit behinderten und nicht-behinderten Kindern und Jugendlichen. Nachdem ich zehn Jahre lang meine Heimat mehr in Asien als in Europa wahrgenommen hatte und mich mit 33 Jahren dementsprechend entwurzelt fühlte: Entscheidung für ein Universitätsstudium in Pädagogik, Religionswissenschaft und Philosophie in Wien mit persönlich gesetztem Schwerpunkt in östlicher Spiritualität und interreligiösem Dialog und der Beginn einer freiberuflichen Lehrtätigkeit von Yoga und buddhistischer Meditation. Aus heutiger Perspektive sehe ich diese Zeit als einen der wesentlichen Wendepunkte meines Lebens, da mir langsam zu dämmern begann, dass ich eine Menge seelischer Probleme hatte, auf die buddhistische Meditation keine adäquate Antwort war. Als der Leidensdruck unerträglich wurde, begab ich mich in Psychotherapie.

Mit den Gedanken Carl Rogers' wurde ich über befreundete Psychotherapeuten vertraut. Karl Garnitschnig, einer meiner Professoren am Pädagogischen Institut, bot mir an, gemeinsam mit ihm Selbsterfahrungsseminare zu leiten und ermutigte mich später zur personenzentrierten Beratungstätigkeit unter seiner Supervision als Pädagoge. So war mein Zugang zum PZA zunächst vor allem ein praktischer und ich ahnte bald die Chancen, wie meine – generell auf Entfaltung abzielende – Arbeit mit Menschen und mein eigenes Leben durch das psychologische Verständnis Rogers' bereichert, verfeinert und vertieft werden könnte. Aus diesem Anliegen, meine Kompetenz zu erweitern und meinem Wunsch nach einer klaren beruflichen Identität wuchs meine Entscheidung für die Ausbildung zum Personenzentrierten Psychotherapeuten und eine Dissertation, in der ich den PZA mit dem Buddhismus ins Gespräch bringe.

Mittlerweile bin ich mit dem Fachspezifikum fast fertig und sehr glücklich darüber, wie sich mein Leben hier fügte. Ich erlebe den Personenzentrierten Ansatz als ebenso herausfordernd wie wirkungsvoll in meiner Arbeit mit Klienten, und auch meine Weise, Yoga und

buddhistische Meditation zu vermitteln, erfuhr durch mein neu gewonnenes Verständnis entscheidende Veränderungen. Allerdings blicke ich auf stürmische Zeiten zurück, viel Leid brach auf und es ist noch gar nicht so lange her, dass ich nicht wusste, wann der Boden wieder trägt. Mittlerweile trägt er jedoch nicht nur besser, er trägt vor allem auf eine Weise, wie ich sie vorher kaum kannte. Mein Lebensgefühl fühlt sich lichter an. Es ist heller geworden, auch klarer. Ich fühle mich anderen wie auch mir selbst näher und meine Empfindsamkeit für das, was sich in mir und zwischen anderen und mir ereignet, ist größer. Carl Rogers' Überzeugung, dass es für Entwicklung und Heilung einer bestimmten Qualität in zwischenmenschlichen Beziehungen bedarf – und nicht der Anwendung störungsspezifischen Experten-Wissens – leuchtet mir immer mehr ein. Ganz deutlich zeigt sich dies für mich in jenen kostbaren Sternstunden, wenn es mir möglich ist, einen Klienten dermaßen unmittelbar empathisch zu begleiten, dass sich in ihm wesentliche neue Einsichten im wahrsten Sinn des Wortes „natürlich“ entfalten. Allerdings glaube ich, dass wir im Grunde genommen erst ganz am Anfang stehen, jene Beziehungs-Qualität, die dies erlaubt, auf zeitgemäße Weise zu verstehen, da es für das differenzierte Beschreiben von empathischer Erkenntnis einer völlig anderen epistemologischen Fundierung bedarf als jener, wie wir sie im aktuellen psychologischen Diskurs zumeist vorfinden. So wird das Revolutionäre des Personenzentrierten Ansatzes oft weit unterschätzt oder auch gar nicht erkannt, wenn dieser Unterschied, in der Symbolisierung Ute Binders etwa, jener zwischen „Empathie“ und „kognitiver sozialer Perspektivenübernahme“, nicht in seiner vollen Tragweite realisiert – im Doppelsinn von erkannt und verwirklicht – wird.

Vor dem Hintergrund meiner biografischen Skizze wird vielleicht nachvollziehbar, dass mir der PZA vor allem als „a way of being“ einleuchtet und dass es gerade diese Facette der Gedanken Rogers' ist, die mich fasziniert und anzieht. In diesem Sinn verstehe ich den PZA als Kunst, nämlich die Kunst, anderen authentisch und teilnehmend derart zu begegnen, dass ihnen mein Bemühen, sie aus ihrem inneren Bezugssystem zu verstehen, erlaubt, bislang nicht realisierte Freiräume in ihrem Leben wahrzunehmen. Wenn ich einen Schritt zurücktrete und darüber nachdenke, wie es mir möglich war und ist, diese Kunst der Begegnung anzueignen, staune ich über die hohen menschlichen Qualitäten meiner Auszubildner – in Zeiten wie diesen erachte ich dies nicht als Selbstverständlichkeit –, ihre fachliche und nicht zuletzt ihre organisatorische Kompetenz. In meinen Augen ist es eine ziemliche Leistung, eine Ausbildungsordnung zu entwerfen und umzusetzen, die einerseits den vom Psychotherapie-Gesetz verlangten Anforderungen entspricht und doch dem eigenen „Person-orientierten“ liberalen Geist die Treue zu bewahren vermag. So, wie ich es verstehe, kann der PZA nur über das Lernen am „leibhaftigen“ eigenen Beispiel angeeignet werden. Indem ich meinen Interessen folgte und begann, die am Verständnis Rogers' orientierten Beziehungsangebote in der Ausbildung wahrzunehmen und nach und nach immer mehr zu schätzen, sensibilisierte ich

mich für eine Beziehungs-Qualität, in deren Wesen es liegt, meine wie auch die Entfaltung anderer zu ermöglichen. Von Gregory Bateson stammt die Metapher: das Muster, das verbindet. In diesem Sinn könnte ich die Ausbildung auch als Muster verstehen, in dem all die verschiedenen Teile wie Selbsterfahrung, Theorie, Praxis und Supervision durch ein aus unzähligen personenzentrierten Beziehungen geknüpftes Netz miteinander verbunden sind, das sie konstituiert wie trägt und im Zusammenspiel von Erleben und Reflexion das Entwickeln eines persönlichen Therapiestils erlaubt.

Margret Katsivelaris: Die Entscheidung für das Fachspezifikum in Personenzentrierter Psychotherapie basierte in erster Linie auf meinen Erfahrungen im Propädeutikum bei der APG.

Personenzentrierte Haltung, welche mir von der Ausbildung an der Akademie für Sozialarbeit in Ansätzen bekannt war, fand ihren Ausdruck sowohl bei den Lehrenden als auch im Curriculum. Letzteres war einerseits wegen der großen organisatorischen Flexibilität aus rein praktischen Gründen reizvoll. Die Auswirkungen der inhaltlichen Flexibilität wurden erst im Verlauf der Ausbildung sukzessive erkennbar.

Der Austausch und die Zusammenarbeit mit KollegInnen unterschiedlicher professioneller Herkunft war rückblickend gesehen eine große Bereicherung. Er stellte allerdings auch eine große, letztlich lehrreiche Herausforderung dar, mich in der „Kunst des Nichtwissens“ zu üben.

Aufgrund meiner psychoanalytischen Vorerfahrungen (post graduate-Lehrgang in psychoanalytisch orientierter Familientherapie und langjährige Tätigkeit in der tiefenpsychologisch ausgerichteten Child Guidance Clinic) implizierte die Ausbildung einen risikoreichen Umstellungsprozess.

Risikant war aus heutiger Sicht der Mut zur realen, unmittelbaren Begegnung ohne Rückzugsmöglichkeiten auf Übertragung und Abstinenz als Distanz schaffende Beziehungsregulative.

Die von Rogers postulierten Grundeinstellungen als hinreichende Voraussetzung der idealen Therapeutenhaltung scheinen leicht nachvollziehbar, eigentlich selbstverständlich. Ihre konsequente praktische Umsetzung schien mir gefährlich und ließ immer wieder Zweifel an der Richtigkeit meiner Entscheidung aufkommen.

Der vielfach erhobene Vorwurf fehlender bzw. unzureichender Theorie wurde zunächst auch von mir selbst geteilt und verunsicherte mich auch noch in jenem Ausbildungsstadium, wo sich meine praktische Arbeit mit den Klienten deutlich positiv veränderte. So ließen sich z. B. äußerst schwierige Klienten, denen sehr geringe Reflexionsfähigkeit attestiert wurde, leichter zur Mitarbeit motivieren.

Die Kluft zwischen dem (vermeintlichen) Mangel an Theorie und den überzeugenden praktischen Auswirkungen verringerte sich mit meinem fortschreitenden Ausbildungsprozess. Die endgültige Bestätigung für die Richtigkeit meiner Wahl erhielt ich durch den intensiven Prozess meiner Abschlussreflexion zum Thema „Problematische Nähe“.

Ich fand jene theoretische Annahme von Rogers bestätigt, der zufolge die beste Therapietheorie jene ist, die der Therapeut selbst entwickelt. Entscheidend für die Überwindung der oben angesprochenen Kluft zwischen Theorie und Praxis war für mich die Entwicklung einer differenzierten, eigenen Sprache.

Unentbehrlich für die Vielfalt der Erfahrungen im Rahmen meiner Ausbildung war das Lernen in Gruppen von unterschiedlicher Zusammensetzung.

Michael Rehr: Wie ich zu Rogers gefunden habe: Ich war bei einer klientenzentrierten Therapeutin und im Laufe der Therapie bin ich auf die Idee gekommen, selbst diesen Beruf anzustreben. Was jedoch klientenzentriert bedeutet oder wer Rogers ist, wusste ich damals noch nicht. Im Propädeutikum wurden dann die verschiedenen Fachrichtungen vorgestellt. Das war meine erste bewusste Begegnung mit dem Menschenbild Carl Rogers'. Im Vergleich zu den anderen Fachrichtungen spürte ich eine innere Zufriedenheit und wusste nun auch den Hintergrund für meine positiven Erfahrungen in der Therapie. Dieses Spüren und Wissen war somit auch eine Entscheidung für das Fachspezifikum bei der ÖGWG.

In 7 Jahren Ausbildung durfte ich einiges an Erfahrungen sammeln. Die Frage nach der Aktualität von Carl Rogers habe ich als Anlass genommen, mich damit auseinander zu setzen, was Rogers zum Thema Lehren und Lernen sagt. Und prompt befand ich mich im Spannungsverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Eigenverantwortlichkeit und staatlicher Reglementierung.

Rogers beschreibt in mehreren Artikeln und Büchern seine Erfahrung mit Lehren und Lernen und welche Schlüsse er daraus zieht. Wie er selbst berichtet, handelt es sich dabei um sehr explosive Gedanken. Und ich glaube, sie sind heute mindestens so aktuell wie damals.

Das Umlegen der therapeutischen Haltung auf die Pädagogik und die Implikationen haben für mich eine Faszination, der ich mich nicht entziehen kann und will.

Verkürzt und in meiner Interpretation heißt das: Gelernt wird durch Erfahrung, dann wenn ein Bedarf besteht [„Die Menschen würden sich zusammensetzen, wenn sie lernen wollten“; Rogers, Carl (1961/1973), *Entwicklung der Persönlichkeit*, Stuttgart (Klett) 272], es gäbe keine Prüfungen, keine Titel, und keinen Abschluss, denn das wäre das Ende des Lernprozesses.

Diese Ideen übers Lernen gehen natürlich an der Realität unserer Gesellschaft vorbei. Wir sind bemüht, Dinge zu objektivieren, das heißt, Dinge messbar zu machen, die meiner Meinung nach nicht messbar sind. Und da finde ich es ganz wichtig, so wie Rogers es macht, den Menschen, das Subjekt in den Mittelpunkt zu stellen.

Wir haben in Österreich ein Psychotherapiegesetz. Im Vergleich zu anderen Ländern dürfen wir über dieses Gesetz sehr froh sein. Viele Fachrichtungen sind anerkannt. Der Zugang zur Ausbildung ist offen, gerade für mich als Nichtquellenberufler ist das sehr wichtig. Und wir sind ein anerkannter heilender Beruf mit Versorgungsauftrag

der Kassen. Das alles ist berufspolitisch bedeutend. Die gesetzlichen Regelungen müssen umgesetzt werden und nehmen dadurch naturgemäß wenig Rücksicht auf Individuelles. Die individuelle Freiheit, sich dann zusammensetzen, wenn man lernen will, in dem Ausmaß, das einem als nötig erscheint, bleibt hier auf der Strecke.

Diese Freiheit impliziert, dass man manchmal keine Lust hat zu lernen und auch nichts lernen will. Und so ist das auch bei mir. Meine Erfahrung ist, dass es mich wirklich weiter bringt, wenn ich nicht im Elfenbeinturm sitze und „Theorie“ lese und lerne, sondern wenn ich in der Begegnung mit dem Klienten merke, dass etwas schwierig wird oder das nichts weitergeht oder ich an meinen Fähigkeiten zu zweifeln beginne (diese Liste ist weiter fortsetzbar und vielen von uns sehr bekannt). Dann stimmt für mich Rogers' oben zitierter Satz völlig. Dann will ich etwas lernen und setze mich mit anderen zusammen. Und nicht weil ich einem Gesetz und somit der Gesellschaft oder AusbilderInnen genügen will, sondern weil ich mich entwickeln will.

Das Zentrieren auf einen Menschen entspricht zutiefst Rogers, wie ich ihn verstehe – und immer provokant für eine Gesellschaft. Aber genau darin liegt für mich eine Freiheit, die Entwicklung erlaubt, und daher ist Rogers meines Erachtens immer aktuell. Und zwar in jeglichem Bereich.

Es ist mir bewusst, dass es sich beim Lernen in Freiheit um eine Idee handelt, also ein Ideal, das wie die „fully functioning person“ nicht erreichbar ist. Aber es benennen und eventuell einen kleinen weiteren Schritt in diese Richtung zu machen, ist ein Wunsch meinerseits.

Maria Theurer: Die Frage nach den Beweggründen für eine Ausbildung in Klientenzentrierter Gesprächstherapie nach Rogers möchte ich so beantworten, dass ich zunächst etwas von meiner persönlichen Entwicklung und meinem therapeutischen Werdegang erzähle.

Im Alter von 24 Jahren begann ich eine körpertherapeutische Ausbildung in Posturaler Integration, die mir als gutes Fundament für das Arbeiten mit Menschen erschien; als alleiniges therapeutisches Handwerkszeug empfand ich die Ausbildung aber als unzureichend, und so beschäftigte ich mich als „Zaungast“ mit diversen psychotherapeutischen Methoden. Da ich als Legasthenikerin in der Schule meine liebe Not gehabt hatte, wick ich einer Ausbildung in den etablierten Strukturen aus und bewährte mich zunächst nur im alternativen Bereich. Im Laufe der Zeit und mit wachsendem Erfolg in der eigenen Praxis wurde in mir der Wunsch stärker, doch ein psychotherapeutisches Fachspezifikum zu absolvieren. Im Zuge der Übergangsregelung beschloss ich, das Wagnis einzugehen.

Für die Ausbildung nach Rogers habe ich mich intuitiv entschieden. Mein positiver Eindruck von Rogers begründete sich darin, dass mich sein humanistisches Weltbild und sein Prinzip der Wahrung und Achtung für das Individuelle im Menschen sehr angezogen hat. Ausgehend von meinem körpertherapeutischen Hintergrund, wo

sehr viel mit Emotionen und authentischem, lebendigem Ausdruck gearbeitet wird, hegte ich anfangs das Vorurteil, Rogers wäre vielleicht ein wenig verstaubt und langweilig – im Sinne dessen, dass sich die Rolle des Therapeuten auf die wohlwollende Unterstützung des Klienten beschränkt und darauf, ab und zu empathisch „Mhmm“ zu sagen.

Mit diesem ersten Eindruck war ich nicht allein. Die Ursache dafür liegt meiner Ansicht nach darin, dass zwei der drei Rogerianischen Grundhaltungen (Empathie und unbedingte Wertschätzung) zu einem Allgemeingut in der therapeutischen Szene geworden und dadurch im Sinne von Rogers verflacht sind. In anderen Therapie-richtungen werden die beiden Grundhaltungen als bloße Rahmenbedingungen angesehen, innerhalb derer mit spezifischen Methoden gearbeitet wird. Bei Rogers sind eben die drei Grundhaltungen die Basis für das therapeutische Handeln. So sieht er z.B. Empathie nicht nur als reines Mitschwingen mit dem Klienten; das hat sich in der Ausbildung klar gezeigt, und für mich persönlich hat es sich besonders deutlich in Ute Binders störungsspezifischem Empathieverständnis manifestiert. Nur über dieses erweiterte Verständnis kann ich als Therapeut dem inneren Bezugsrahmen des Klienten gerecht werden und ihn in einer für ihn annehmbaren Form mit seiner Inkongruenz konfrontieren.

Aus meiner heutigen Sicht stellt sich der Rogerianische Ansatz als ganz und gar nicht verstaubt dar – im Gegenteil: Das Schwerk-
gewicht der Therapie liegt auf der Beziehungsgestaltung und nicht auf Methoden, die irgend etwas bewirken sollen. In meinem Verständnis von klientenzentrierter Arbeit begegnet der Therapeut dem Klienten mit seiner eigenen Persönlichkeit; er ist mit seiner inneren Herkunft in Kontakt und kann nicht als distanzierter „Superman“ agieren. Das empfinde ich als wirklich wesentlich, da die Nachfrage nach magischen Instantlösungen in der heutigen Zeit besonders groß ist.

Dieser Anspruch auf eine kongruente Beziehungsgestaltung birgt meiner Ansicht nach die größte Herausforderung und auch die größte Gefahr für den Therapeuten. Die Chance besteht darin, dass man als Therapeut aufgefordert ist, sich selbst der Unsicherheit des eigenen Entwicklungsprozesses auszusetzen, solange man in dem Beruf tätig ist. Als Gefahr sehe ich, dass der Therapeut in diesem offenen Raum, den die Rogerianische Gesprächstherapie bietet, seine eigenen Anteile nicht mehr als solche erkennen kann. Das Fehlen von Strukturen und die Gewichtung auf die eigene Person kann zu einer Überschätzung der eigenen Wahrnehmung führen, vor allem dann, wenn der Therapeut sich selbst dem Klienten gegenüber zuviel falsch verstandene unbedingte Wertschätzung an den Tag legt. Das führt dazu, dass er sich selbst zu wenig hinterfragt, und so wird seine Wahrnehmung des Klienten in hohem Maße von seinem eigenen Weltbild überlagert. Dann besteht die Gefahr, dass er wichtige Entwicklungsschritte bei seinem Klienten blockiert.

Rogers geht nicht davon aus, dass der Therapeut in allen Lebenslagen kongruent sein muss, aber in der Beziehungsgestaltung zum

Klienten muss er es sein. Diesem Anspruch kann er langfristig nur dann gerecht werden, wenn er einen guten Umgang mit seinem eigenen Sein entwickelt. Diese Herangehensweise kommt mir in der Arbeit sehr entgegen, da mir der sorgfältige Umgang mit Eigenresonanz ganz wichtig ist. In dieser Form wird die Arbeit auch für mich als Therapeutin zu einem sehr persönlichen, lebendigen und bereichernden Prozess. Weiters war es mir schon immer sehr wichtig, gut auf die Grenze Klient-Therapeut zu achten. Bei Rogers erlebe ich diese Grenze nicht als Abgrenzung, sondern als eine Erweiterung der Möglichkeiten therapeutischen Handelns. So fühle ich mich bei Rogers gut aufgehoben und habe eine therapeutische und geistige Heimat gefunden.

Zum Abschluss möchte ich Wolfgang Keil erwähnen, der die Sonderausbildung geleitet hat und für mich ein wahrer Rogers-Kenner ist. Er hat mir auf sehr feine Art Rogers' Grundwerte nähergebracht und so meine Möglichkeiten für den sorgfältigen Umgang mit meinen Klienten erweitert. Im Zuge der Ausbildung und besonders der Lehrtherapie konnte ich auch das Kämpfen gegen etablierte Strukturen sein lassen und eine neue und spannende Herangehensweise an therapeutisches Handeln finden. So freue ich mich, bald Klientenzentrierte Gesprächstherapeutin zu sein und dies dann mit einem offiziellen Schild an meiner Tür zu bekunden.

Martina Kucera: Mein Verhältnis zu Carl Rogers, meine Zuneigung illustrierend, folgende kleine Episode:

Ich sitze im Cafehaus, blättere im „Forum“- Programm und lese, dass C. Rogers am 8. 1. 1902 geboren wurde. Ich bin begeistert. Am selben Tag, also ebenfalls am 8. Jänner, hat meine jüngste Tochter Geburtstag! So ein Zufall! Ich freue mich.

Ich hatte in meiner Lebensgeschichte Erfahrungen gemacht, die mir drängende, oft quälende Fragen beschert haben. Wie konnte etwas so Zerrissenes, Schmerzvolles, Verirrtes wie das Leben, das ich kannte, das ich in mir und bei anderen beobachtete, wie konnte dieses Dasein so etwas wie Heilung erfahren?

Gab es da einen Weg, manches zu heilen, wieder-gut-zu-machen?

In mir selber fühlte ich dieses Bedürfnis und auch in meinem Umfeld, bei meinen Mitmenschen.

Die Wahl hin in diese Ausbildung, zuerst einmal ins Propädeutikum, erfolgte zu Beginn eher intuitiv, nicht wohlüberlegt, dann jedoch gänzlich ohne Zweifel hinsichtlich der Entscheidung.

Während des Propädeutikums entdeckte ich dann C. Rogers. Es war tatsächlich so, dass ich voller Freude mein erstes Buch von C. Rogers las, voller Glück, dass ich endlich die Formulierungen meiner ureigensten Fragen, Antworten, Vermutungen zu lesen bekam.

Ihn über seine Bücher zu entdecken, und vor allem über die Art und Weise, wie meine Lehrer und Ausbilder seinen Ansatz lehren und vermitteln, war, als hätte ich meinen intellektuell-emotionalen Heimathafen gefunden. Zusätzlich zur Freude über das Gelesene repräsentierten die Ausbilder der neu gegründeten Sektion Forum in der APG – und tun es heute noch –, die Haltungen, die

der Personzentrierte Ansatz vertritt, auch außerhalb der therapeutischen Situation.

Dieser Umstand ist ein entscheidendes, notwendiges Kriterium für mich, eine jahrelange Ausbildung zu beginnen und selbstverständlich mit den Lehrenden zu „leben“, sie auch in mein Leben zu integrieren.

Ich würde keine Methode erlernen wollen, die von Menschen gelehrt wird, die sich mit den Grundsätzen derselben im Umgang mit den Ausbildungskandidatinnen nicht verpflichtet und angehörig fühlen. Insbesondere die Wertschätzung und die Transparenz sehe ich in diesem Zusammenhang als besonders wichtig an.

Was die Frage „Der Personzentrierte Ansatz heute“ betrifft:

„Kontakt über Verstehen - Verstehen über Kontakt“ herzustellen scheint mir die intelligente, logische Antwort auf Konflikte zu sein, egal auf welcher gesellschaftlichen Ebene, im Kleinen wie in großen politischen Zusammenhängen.

Menschen zu unterstützen, ihr Eigenes, ihr Selbst zu entwickeln, nicht-integrierte Anteile wieder zu entdecken, auferstehen zu lassen. Das kann nur gut sein.

Es entspricht meiner Erfahrung, dass Gefühle, Gedanken, Empfindungen, die erspürt und symbolisiert werden können – haben sie noch so bedrohlich gewirkt, solange sie „Theorie“ waren –, ihren Schrecken verlieren, wenn sie ans Tageslicht kommen können.

„Es gibt nichts Böses, außer man lässt es nicht zu“, vielleicht so.

Meines Erachtens sind die Ausführungen von Rogers schlicht erfahrbare Tatsachen. „Seine Variablen“ wirken genau so, wie er es beschrieben hat, sie sind hinreichende Bedingungen, um einen stagnierenden Prozess der Entwicklung wieder in Gang zu bringen.

Die Aktualisierungstendenz gibt es, man kann sie erfahren und spüren.

Nach meiner Erfahrung sind Techniken dagegen nebensächlich. Sie können für sich keinen Weg bahnen, um im Rahmen des inneren Bezugssystems des Klienten empathisch zu verstehen und Prozesse zu begleiten.

Ich meine, dass es gerade auch in diesem Sinn einer ausführlichen, sehr genau genommenen Ausbildung und Entwicklung von Menschen bedarf, um über die Fähigkeit des „Facilitating“ jenseits von Techniken im Sinne von vorgefertigten Handlungsabläufen, zu verfügen.

Ich sehe diese Anforderungen an mich als Ausbildungskandidatin ausreichend gestellt und begrüße die Dauer und Intensität der Ausbildung zur personzentrierten Psychotherapeutin.

Michael Schwarz: Ich wusste, dass ich Therapeut werden wollte, oder sollte ich besser sagen, eine Therapieausbildung machen wollte. In Frage kamen allerdings mehrere Ansätze, neben dem Personzentrierten auch Psychodrama und Psychoanalyse

Mir fallen auch die vergleichsweise geringen Kosten und die kurze Mindestdauer ein sowie die „notwendigen und hinreichenden Bedingungen“, wie C. Rogers sie formuliert. Soweit sie sich mir im

Propädeutikum vermittelten, klang das doch recht einfach, fast wie eine „g'mahte Wies'n“. Schließlich lernte ich durch eine einjährige Supervisionsgruppe und einen Kurs im Propädeutikum den Ansatz etwas näher kennen. Ausschlaggebend waren schließlich Personen, die AusbilderInnen im Forum sind und die ich in Propädeutikumszeiten kennengelernt hatte.

Am Beginn hatte ich keine konkreten Erwartungen. Groß war jedenfalls meine Neugier auf das Kommende.

In meiner Ausbildung sollte sich bald herausstellen, dass die „Wiese“ der notwendigen und hinreichenden Bedingungen keineswegs so „g'maht“ war, wie ich anfangs gedacht hatte. Vielmehr habe ich mit fortschreitender Ausbildung gemerkt, wie anspruchsvoll diese Variablen tatsächlich sind und welche Herausforderung sie an den Therapeuten stellen. Heute wundere ich mich ein bisschen über meine damalige Naivität, denn inzwischen hat sich mir diese Richtung auch in der Theorie als sehr viel komplexer dargestellt. Die Selbsterfahrung – in der Gruppe und in der Einzeltherapie – ist zum zentralen Punkt für mich in der Ausbildung geworden.

Ich merke, dass ich aus der Theorie nur in dem Maße Nutzen ziehen kann, als ich sie mit persönlichen Erfahrungen in Beziehung setzen kann. Ebenso aber wächst mein Interesse an Primärliteratur, da ich da wohl noch viel mehr herausholen könnte, als ich bisher getan habe. Für mich als Person, aber auch für mich als Therapeut. Wie groß die Bedeutung ist, die Carl Rogers für mich hat, wird mir erst zunehmend klar. Spannend und erstaunlich!

Zuletzt noch ein Begriff, den ich in diesem Text unbedingt erwähnen will: Vertrauen in Entwicklung, insbesondere: Vertrauen in meine Entwicklung. Das erfahren zu haben, gehört zum Schönsten, das mir durch diese Ausbildung „passierte“.

Natürlich ist es nicht „passiert“, und es beschränkt sich auch nicht auf die Ausbildung, sondern spielt eine zentrale Rolle in meinem Leben.

Autoren/innen bzw. Interviewpartner:

Karin Hegar, 1966, lic. phil. Psychologin, Tätigkeit: Psychotherapie und Forschung an der Psychosomatischen Abteilung des Kantonsspitals Basel, Spezialgebiet: Psychologische Beratung und Psychotherapie für DiabetikerInnen; zur Zeit in der Weiterbildungsphase 2 der Psychotherapie-Ausbildung der SGGT.

Adresse: Baselstrasse 11a, CH-4124 Schönenbuch

E-Mail: karin.hegar@balcab.ch

Margret Katsivelaris, 1955, Sozialarbeiterin an der Child Guidance Clinic Wien, Personzentrierte Psychotherapeutin in freier Praxis.

Adresse: Hochbuchstraße 22, A-3003 Gablitz

Martina Kucera, 1967, Gesangsstudium, Personenzentrierte Psychotherapeutin in Ausbildung unter Supervision in freier Praxis, im Fachspezifikum der APG/Sektion Forum, Trainerin für Berufsorientierung mit verhaltensauffälligen/behinderten Jugendlichen.

Adresse: Storchengasse 15/12, A-1150 Wien

Frank Margulies, 1968, lic. phil., Psychologin FSP. Psychologiestudium in Fribourg (CH), arbeitet in der ambulanten Jugendberatungsstelle SAMOWAR des Bezirks Horgen (Zürich), in Ausbildung zum personenzentrierten Psychotherapeuten seit 1997; Arbeitsfeld: Jugendliche, Familien, Kinder.

Adresse: Berninastrasse 8, CH-8057 Zürich

E-Mail: frankmargulies@bluewin.ch

Michael Rehr, 1961, Mag., Klientenzentrierter Psychotherapeut in Ausbildung unter Supervision in freier Praxis in Wien.

Adresse: Anton-Burg-Gasse 2/20, A-1040 Wien

Michael Schwarz, 1961, Personenzentrierter Psychotherapeut in Ausbildung unter Supervision in freier Praxis; im Fachspezifikum der APG/Sektion Forum.

Adresse: D'Orsay-Gasse 7/28, A-1090 Wien

Maria Theurer, 1958, Klientenzentrierte Psychotherapeutin in Ausbildung unter Supervision in freier Praxis.

Adresse: Margaretenstraße 96/4, A-1050 Wien

Harald Erik Tichy, 1958, Mag. phil., Diplompädagoge, Personenzentrierter Psychotherapeut in Ausbildung unter Supervision, im Fachspezifikum in der APG/Sektion IPS; Arbeitsschwerpunkte: Psychotherapie in freier Praxis, Unterricht in Yoga und buddhistischer Meditation und das Forschen nach Möglichkeiten wechselseitiger Vertiefung von moderner Psychologie und traditioneller Spiritualität in einem postkonfessionellen Kontext.

Adresse: Sturzgasse 40/2, A-1150 Wien